

Weiterlesen

Ich war an dem Tag vom Kyotoer Bahnhof aus, in dessen Nähe ich damals nach der Trennung von Frau und Kind in einer kleinen Garçonnière wohnte, der Siebenten Straße ostwärts gefolgt, bis ich zum weitläufigen Areal der Frauenuniversität der Stadt Kyoto gelangte, und stieg von dort aus die sich ewig steil hinaufziehende Steintreppe zum Grab von Toyotomi Hideyoshi hinauf, das sich auf dem Gipfel eines kleinen, dicht bewaldeten Berges befindet. Nur wenige Menschen nehmen die Strapazen der unzähligen Stufen auf sich, bis jetzt habe ich bei meinen gelegentlichen Spaziergängen hierher jedenfalls nur einmal einen anderen Besucher gesehen. Für die Benutzung der Stiege sollte beim Holztor am Fuße derselben in ein Metallkästchen eine Fünfzig-Yen-Münze eingeworfen werden. Als ich dies einmal verabsäumte und es dem Wächter nicht unbemerkt geblieben war, hat mir dieser nachgeschrien und ist mir, weil ich sein Rufen einfach ignoriert hatte, sogar nachgelaufen.

Oben beim Grab des berühmten Feldherrn angekommen setzte ich mich erschöpft auf die letzte Stufe der Steintreppe und schaute vom Berg hinunter. Freilich hatte ich mich damals nach der Scheidung nicht in einem glücklichen Zustand befunden und mich nicht mehr als Teil der hiesigen Gesellschaft gefühlt, aber die Natur war mir immer eine willkommene und wohltuende Fluchtstätte gewesen. In ihr fand ich bisher immer Erholung und konnte meine persönlichen Probleme wenigstens für einige Zeit vergessen, dieses Mal war es jedoch nicht so. Selbst als ich einen bestimmten Baum betrachtete, hatte ich das Gefühl, als falle ich in ein Loch, in einen Abgrund, in eine klaffende Leere. Ich konnte

mich an nichts, an keinem Ast, an keinem Blatt festhalten und stürzte in ein tödliches Nichts hinein. Es war so, als hätte der Baum keine »innere Gestalt«, keine »Substanz«. Die ganze Umgebung war mir zu einer reinen Oberfläche verkommen, welche sich förmlich mit einem kleinen Handschlag für immer wegwischen ließe. Die Natur erschien mir in diesem Augenblick nicht wie sonst beredt, sondern seltsam abgestorben, und ich erlebte mich wie noch nie zuvor in meinem Leben als völlig isoliert, als abgetrennt von den Dingen für alle Zeit.

Jedoch glaubte ich damals an jenem Tag im Mai, so bedrohlich mir auch das Außen gegenübertrat, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben die Dinge kristallklar sah, so wie sie tatsächlich sind, also frei von jedweden subjektiven Vorstellungen. Und weil ich den Baum jetzt schlicht als Baum wahrnahm, gerade deswegen berührte er nicht mehr mein Herz. Und schon da kamen mir, gleichsam als Kontrapunkt zu meiner neuen Sichtweise, die Tuschnalereien der alten Chinesen in den Sinn, jene »Berg-Wasser-Gemälde«, die auf einer völlig konträren Wahrnehmung als der meinen beruhen.

Mein sonderbarer Zustand hielt zu jener Zeit nicht lange an, und ich hätte das Erlebnis auf dem Berg vor dem Grab von Toyotomi Hideyoshi sicher vergessen, wenn es nicht in ähnlicher oder gleicher Weise wiedergekehrt wäre. Als ich eine schwache Woche später mit dem Bus in die nördlichen Kiefernberge nach Takao fuhr, erlebte ich mich dort wieder eins mit der Natur. Ich wanderte den Weg, welcher sich an einem Gebirgsbach entlang schlängelt, nach Arashiyama hinunter, und erfreute mich an dem Rauschen des Baches. Auch tat die frische Bergluft meinen Lungen gut.

Einmal glaubte ich sogar, über den Bäumen einen Adler kreisen zu sehen. Die Flügelspannweite des Raubvogels war doppelt so weit wie jene der Milane, die in Kyoto auf der Suche nach Essensresten bei den Brücken der Dritten und Vierten Straße oft anzutreffen sind. Auf dem schmalen Lehmpfad zwischen den Felsen und dem Gebirgsbach erschreckte mich immer wieder der eine oder andere Frosch, der plötzlich zu quaken anfing, wenn ich ihn passierte. Da ich erst nachmittags um halb vier vom Bahnhof aus mit dem Bus zu dem kleinen Ausflug aufgebrochen war, traf ich zu dieser späten Stunde bei meiner Wanderung nach Arashiyama lange Zeit keine Menschenseele an. Erst als ich Saga erreichte und durch die breite Straße mit den alten, strohbedeckten Häusern spazierte, begegnete ich wieder jemandem.

Im darauffolgenden Monat flog ich zurück nach Österreich und verbrachte den Sommer und den Herbst in Salzburg. Während dieser Zeit begann die Beziehung mit E., die damals in Deutschland wohnte. Als E. zur Fortsetzung ihres Studiums, und da ihr Visum auslief, Mitte Dezember wieder nach Korea zurück musste, folgte ich ihr kurz vor Weihnachten nach Seoul. Ich kannte Korea schon von drei kleineren Reisen, die ich von Japan aus gemacht hatte, einmal bin ich sogar mit dem Schiff von Osaka nach Busan gefahren, und sah es nun als einen Wink des Schicksals an, dieses Mal meine Zelte in der koreanischen Hauptstadt aufzuschlagen und von dort aus gelegentlich für ein paar Tage nach Japan überzusetzen, um mein Kind zu sehen.

Im April dieses Jahres, vor etwa zwei Monaten, begann dann in Seoul erneut meine Misere und lässt mich seitdem nicht mehr los. Wieder kann ich mich genau an einen bestimmten Moment erinnern, und wieder hat es wahrscheinlich leichte Vorankündig-

ungen gegeben, welche ich aber nicht beachtete. Aber wäre es überhaupt zu vermeiden gewesen?

Ich wohnte allein, da E. bei ihren Eltern lebte und die Liaison vor ihnen geheim halten musste, in einem Apartment in der Innenstadt von Seoul und war an diesem Tag wie immer früh aufgestanden. Aus irgendeinem Grund, an den ich mich nicht mehr entsinnen kann, vielleicht war es einfach Langeweile gewesen, ging ich am späteren Vormittag außer Haus. Ich schlenderte durch das Myeong-dong Viertel, in dem es am Abend immer sehr geschäftig zugeht, sodass es um diese Uhrzeit einen noch verschlafenen Eindruck auf mich machte. Ich schritt die Hauptstraße Richtung Namdaemun Markt hinunter, als mir auf einmal die Fassaden der durchwegs modernen Häuser zu einer toten Kulisse wurden. Urplötzlich wähnte ich mich nicht mehr in der Realität zu bewegen, sondern als der Betrachter eines Films. Die Häuser erschienen innen hohl, auch die Passanten waren zur reinen Staffage mutiert, und ein Windhauch hätte genügt, die ganze Szenerie vor meinen Augen für immer verschwinden zu lassen. Erneut hatte ich das Gefühl, in einen Abgrund, in ein Loch zu fallen.

Vielleicht übertreibe ich etwas in der Beschreibung der zwei Vorfälle, ich habe selbstverständlich nie ganz an der Wirklichkeit gezweifelt, dennoch streifte mich für einen Augenblick panikartig eine Empfindung völliger Hilflosigkeit, und dieses zweite Mal hat nun Spuren in mir hinterlassen.

Seit diesem Tag im April befinde ich mich in einer andauernden, misslichen Lage. Mein Innen und das Außen entsprechen sich nicht mehr, sondern scheinen losgelöst voneinander zu sein. Vor

allem die Landschaft hat sich mir entfremdet. Als ich noch in Korea war, hegte ich die Hoffnung, dass mich nur eine besondere Form von Heimweh gepackt hatte, ich dem Ausland einfach nur überdrüssig geworden bin, und dass sich mein Problem zu Hause in der vertrauten Umgebung rasch legen, sich wie im Nu auflösen würde. Heute weiß ich es besser. Vor genau zwei Wochen bin ich von Korea zurückgekehrt, aber nicht das Geringste hat sich geändert, im Gegenteil. Auch hier in Salzburg kann ich nicht von einem Gleichklang von Innen und Außen sprechen, wenn ich durch die Straßen der Altstadt schlendere oder mich auf einem der Stadtberge in der Natur aufhalte. Ich fühle mich einfach mit nichts mehr richtig verbunden. Was ich sehe, lässt mich seltsam kalt, zugleich wünsche ich mir nichts sehnlicher, als von irgendetwas wieder richtig ergriffen zu werden.

In Korea hat mir das Zusammensein mit E. wenigstens für Momente ein Gefühl von Gemeinschaft geschenkt, und wahrscheinlich hänge ich deswegen so sehr an ihr. E. wird mich aber erst Ende Juli oder Anfang August in Salzburg für anderthalb Monate besuchen kommen. Bis dahin schreiben wir uns täglich E-Mails oder telefonieren via Computer miteinander, dann kann ich sie am Monitor sehen, aber nicht berühren. Oft male ich sie mir nackt in verschiedenen Posen aus. Ich verzehre mich nach ihrem Leib. Und dies ist nicht nur eine sexuelle Begierde. Der Philosoph Arthur Schopenhauer sagt, dass die Wollust im Akt der Kopulation »das wahre Wesen und der Kern aller Dinge, das Ziel und Zweck alles Daseins« ist und dort das Ding an sich, die wahre Erkenntnis des inneren Wesens der Welt zu erlangen sei. Aber möglicherweise sitze ich zusammen mit Schopenhauer einem

gewaltigen Irrtum auf, jedenfalls scheint derzeit nichts meinen Zustand bessern zu können.

In der Erzählung »Der Tod« des japanischen Schriftstellers Kunikida Doppo, mit dem ich gerade beruflich beschäftigt bin, stieß ich auf eine interessante Stelle. Die Ich-Figur fühlt sich dort wie in einer Art Membran eingeschlossen, als wären die Empfindungen für all die Dinge um ihn herum wie durch eine Haut getrennt. Kunikida Doppo hat diese Erzählung kurz nach dem Selbstmord eines Freundes geschrieben, sodass sein misslicher Zustand von den Literaturwissenschaftlern und Biographen allgemein durch diese seelische Erschütterung erklärt wird, doch ich kann mich in meinem Leben, bei aller Bemühung, nicht an ein ähnliches Geschehen erinnern, das meine Erfahrung des Abgesondertseins ausgelöst hätte. Ob nicht meine Begegnung mit der asiatischen Kultur, mein Hin und Her zwischen Ost und West, diese ständigen Ortswechsel in den letzten drei Jahren, oder vielleicht auch meine Trennung von Frau und Kind meine Isolation allmählich bewirkt haben?

Peter Simon Altmann, 1986 in Salzburg geboren, Studium der Philosophie an der Universität Salzburg, Mitarbeit bei verschiedenen Theaterproduktionen, mehrere Arbeitsaufenthalte in Japan und Südkorea. Zuletzt erschien: *Der Zeichenfänger* (Otto Müller Verlag 2006).

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Laurin Verlags.